

GESELLSCHAFT

Die Entgifter



Hass, Vorurteile und Antisemitismus in Deutschland. Ein Rabbiner und ein Imam sagen, was man dagegen tun kann

Interview: Christiane Kreder und Jan Rosenkranz



Imam Ender Cetin (l.) und Rabbiner Elias Dray beim gemeinsamen Gebet in der Deutschen Islam Akademie in Berlin

FOTO: PHILIPP SPALEK/STERN

Nach dem Interview wollen Rabbiner Dray und Imam Cetin zusammen beten. Dabei sprechen sie einen Text nach Sheila Weinberg, in dem es heißt:

Friedensgebet

„Zwei Völker, ein Land,
Drei Glaubensrichtungen, eine Wurzel,
Eine Erde, eine Mutter,
Ein Himmel, ein Anfang,
eine Zukunft, ein Schicksal,
Ein gebrochenes Herz, ein Gott.“

Wir beten: Gewähre uns eine Vision der Einheit. Mögen wir die vielen in dem einen und den einen in den vielen sehen.

Führe uns sanft und fest aufeinander zu, zum Frieden.“



Elias Dray

Der 43-jährige Rabbiner leitet seit 2013 die jüdische Gemeinde seiner bayerischen Heimatstadt Amberg, dabei lebt er überwiegend in Berlin

H

Herr Dray, wie fühlen Sie sich als Rabbiner, wenn dieser Tage mitten in Berlin „Kindermörder Israel“-Rufe erschallen?

ELIAS DRAY: Es trifft mich sehr, so etwas zu hören. Israel ist mit Tausenden Raketen beschossen worden, es muss sich verteidigen, und es versucht dabei, soweit es geht, die Zivilbevölkerung zu verschonen. Abgesehen davon ist es ein uraltes antisemitisches Klischee: der Jude, der Kinder umbringt. Der Jude, der Brunnen vergiftet.

ENDER CETIN: Beide Seiten haben viele unschuldige Tote zu beklagen. Es ist nicht im Sinne des Friedens, wenn mit Gewalt reagiert wird.

Und was, Herr Cetin, denken Sie, als Imam, wenn Sie Glaubensbrüder hören, die vor einer Synagoge „Scheiß Juden“ brüllen?

CETIN: Es heißt in unseren beiden Religionen: Was du nicht willst, dass man dir tut, das tue auch niemandem anderen an. Wir wollen selbst keinen antimuslimischen Rassismus

erfahren, keine rassistischen Angriffe erleben, darum kann ich es nicht ertragen, wenn im Namen meiner heiligen Werte antisemitische Sprechchöre erklingen.

Seit der Eskalation des Konflikts zwischen Israel und der Hamas ist die Stimmung auch in Deutschland aufgeheizt. Wie macht sich das in Ihrem Umfeld bemerkbar?

CETIN: Die Mehrheit der hiesigen Muslime erfährt von den Ereignissen in arabischen oder türkischen TV-Nachrichten. Eine andere Perspektive kennen viele von ihnen gar nicht. Das vertieft das Unverständnis und schürt den Konflikt. Darum ist uns das direkte Gespräch mit Schülerinnen und Schülern so wichtig. Erst gestern war ich mit einem Rabbiner in einer Klasse. Auch wenn viele Jugendliche zunächst sehr vorsichtig in der Wortwahl sind, spürt man die tiefen Ressentiments. Es braucht einen geschützten Raum, um die einfach mal auszusprechen, erst dann kann man damit beginnen, sie auszuräumen. Kritik an einer Regierung ist legitim, solange sie nicht in ein Pauschalurteil über ein ganzes Volk umschlägt.

Erleben Sie eine Verschärfung auch in Ihrem direkten Umfeld?

DRAY: Ich spüre die Veränderung an mir selbst. Seit zwei Wochen trage ich auf der Straße die Kippa nur noch unter dem Basecap. Das sage ich jeden Morgen auch meinen Kindern, bevor sie in die Straßenbahn einsteigen. Alle sind ängstlicher geworden. Unter diesen Umständen fällt es natürlich schwer, den Dialog aufrechtzuerhalten. Wir wollen es unbedingt, weil es gerade jetzt so wichtig ist, aber es fällt schwer.

Sind die Schulbesuche, die Sie im Rahmen Ihrer Arbeit für das Projekt „meet2respect“ machen, im Moment schwieriger?

CETIN: Natürlich. Da sitzen jetzt oft Jugendliche mit Palästina-Fahne auf der Corona-Maske, die werfen sich auf dem Schulhof gegenseitig „du Jude“ an den Kopf und meinen das als Schimpfwort, haben aber noch nie im Leben einen Juden getroffen, geschweige denn, mit ihm gesprochen. Plötzlich sitzen wir gemeinsam vor ihnen, ein Imam und ein Rabbi. Für viele ist das erst mal ein regelrechter Schock.

Mit welchen Vorurteilen werden Sie am häufigsten konfrontiert?

DRAY: Oft geht es um Gewalt einer vermeintlichen Übermacht gegen wehrlose Araber, aber der Klassiker ist natürlich: „Die Juden haben den Muslimen das Land nur gestohlen.“ CETIN: Bei manchen löst allein das Wort „Israel“ Protest aus, und sie rufen: „Das heißt Palästina!“ Unter muslimischen Jugendlichen sieht man da oft eine ähnliche Dynamik: Sie erfahren selbst Diskriminierung und beginnen, ihre Identität als Muslime zu überhöhen, irgendwann wenden sie sich dann gegen andere Minderheiten. Soziale Medien können diesen Effekt enorm verstärken.

Haben Sie überhaupt eine Chance gegen die emotionalen Botschaften dieser Bilder und Videos, wie sie gerade in sozialen Medien tausendfach unter Jugendlichen geteilt werden?

CETIN: Im Prinzip müssten wir uns viel stärker bei Tiktok oder Youtube zeigen, Vertreter religiöser Instanzen, Imame, Rabbiner. Und wenn irgendwo eine Synagoge oder eine Moschee angegriffen wird, dann sollten wir alle füreinander einstehen: Das ist eine Sünde, das ist haram! Das verstehen die schon.

DRAY: Ich glaube an die Kraft des direkten Gespräches. Dabei stellen wir die Gemeinsamkeiten unserer Religionen in den Mittelpunkt, die gemeinsamen Wurzeln in der Sprache, in der Kultur, im Ritus. Viele Schüler finden das absolut überraschend. Sie kennen die Beziehung nur als Konflikt. Für sie ist das total neu.

Sie treffen nicht nur Jugendliche mit Migrationsgeschichte. Wie nehmen Sie Antisemitismus oder Islamfeindlichkeit unter Jugendlichen mit deutschen Eltern wahr?

CETIN: Einige Kollegen gehen verstärkt an Ostberliner Schulen, in denen es zwar keine Muslime gibt, aber – vielleicht gerade darum – viele Vorurteile. Dort brauchen manche wirklich erst mal das A-B-C zum Islam oder zum Judentum. Auch unter Lehrerinnen und Lehrern an unseren Kiezschulen sind erstaunlich viele Ressentiments verbreitet. Zum Glück ist der Berliner Senat hier sehr engagiert und



Ender Cetin

Der 44-jährige Imam war Vorsitzender der Sehittlik-Moschee, Berlins größtem muslimischen Gotteshaus. Gemeinsam mit Rabbiner Dray besucht er seit über sechs Jahren Schulklassen



Projekt „meet2respect“:
Der Imam und der
Rabbiner diskutieren
mit Berliner Schülern

„Es braucht auch andere als uns Rabbiner und Imame“

fördert Weiterbildungen zum Umgang mit unterschiedlichen Religionen, denn solche Ausfälle werden leider noch immer gern ignoriert.

Von wem geht der Antisemitismus in Deutschland vor allem aus?

DRAY: Der Fokus unserer Arbeit liegt stark auf Schulen mit hohem Migrationsanteil, aber eines möchte ich unbedingt betonen: Das weitest- aus größte Problem haben wir in Deutschland mit dem rechtsradikalen Antisemitismus. Laut Statistik lassen sich etwa 90 Prozent aller antisemitischen Straftaten auf einen rechtsradikalen Hintergrund zurückführen. Man muss da schon die Relationen sehen.

Die öffentliche Debatte kreist im Moment stark um angeblich „importierten“ Antisemitismus. Es seien vornehmlich arabische, türkischstämmige Jugendliche und muslimische Flüchtlinge dafür verantwortlich. Haben Sie den Eindruck, die deutsche Mehrheitsgesellschaft stiehlt sich gerade aus der Verantwortung?

CETIN: Teilweise ja. Ich habe schon lange den Eindruck, manche würden das Thema Antisemitismus gern als muslimisches Problem abtun, als würde es ohne uns nicht existieren. Das ist wirklich traurig. Ich will keine Verantwortung abstreiten, aber die allermeisten Angriffe kommen noch immer von rechts. Übrigens nicht nur auf Juden, sondern auch auf uns Muslime. Leider sind die Angriffe, die es auch auf

Moscheen in diesem Land gegeben hat, vielen nicht ganz so präsent.

DRAY: Wie gesagt, 90 Prozent der Angriffe kommen von rechts. Aber in der Breite äußert sich der, ich sage mal, deutsche Antisemitismus anders, subtiler. Die am weitesten verbreitete Form ist dabei wohl der Israel-bezogene Antisemitismus. Es wird vielfach nicht unterschieden zwischen der israelischen Regierung und Juden, die in Deutschland leben.

In welchen Situationen fühlen Sie sich als Rabbiner und als Imam in Deutschland unwohl?

CETIN: Ich selbst bin nicht immer mit der Gebetskappe unterwegs, aber meine Frau trägt Kopftuch. Manchmal sind es nur Blicke, manchmal aber auch rassistische Äußerungen. Es macht mich traurig, dass ich mit meiner Familie in manchen Stadtteilen nicht einfach so herumspazieren kann und dass wir nicht einfach so in jedes Brandenburger Hotel fahren können.

Weil das zu gefährlich wäre?

CETIN: Weil wir zumindest damit rechnen müssten, persönlich angegriffen zu werden. Und um das auch gleich festzuhalten: Dass jemand mit einer Kippa auf dem Kopf oder einem Kreuz auf der Brust sich nicht überall völlig frei und ungezwungen bewegen kann, das ist genauso unerträglich.

Herr Dray, Sie erwähnten bereits, dass Sie aktuell lieber ein Basecap über der Kippa tragen.

DRAY: In München, wo ich lange gelebt habe, bin ich die meiste Zeit mit Kippa auf die Straße gegangen. Als ich nach Berlin kam, habe ich das auch so gemacht, bis mich ein paar Jugendliche schlagen wollten. Das war 2014. Seitdem trage ich oft ein Käppi darüber. Aber an Schabbat

gehe ich zumindest in meinem Kiez nur mit Kippa vor die Tür.

Sie versuchen mit Ihrer Arbeit die nächste Generation zu beeinflussen. Haben Sie die Erwachsenen aufgegeben?

CETIN: Auf gar keinen Fall, aber vom Bauchgefühl her sind die Jugendlichen wichtiger. Das ist die Generation, die hier fest verankert ist, die in Deutschland bleiben wird.

DRAY: Wir sehen, dass die Schüler die Diskussion, die wir gemeinsam anstoßen, in die Familien tragen. Es wird also an ihre Eltern weitertransportiert. Aber auch Lehrer können eine zentrale Rolle spielen. Wir bieten demnächst auch eine Fortbildung an, in der es darum geht, wie sie im Unterricht auf den Nahostkonflikt eingehen können.

Die Lehrer können den Nahostkonflikt aber nicht in der Schulklasse lösen.

DRAY: Aber sie können selbst dazu beitragen, unterschiedliche Perspektiven zu vermitteln und die Meinungsbildung zu fördern, besonders in der jetzigen Situation. Es braucht auch andere als uns Rabbiner und Imame. Wir können ja schlecht in jede Klasse gehen, um zu deeskalieren.

Was kann, nein, was muss jeder Einzelne gegen Antisemitismus tun?

CETIN: Wir müssen alle Multiplikatoren sein. Ich finde es toll, dass Elias Dray und viele andere Rabbiner neben ihrer Gemeindefarbeit auch noch interreligiöse Aufgaben wahrnehmen. Man kann es nicht anders sagen: Es gibt hierzulande leider zu wenig Juden. Und ich kann nicht von jedem Einzelnen erwarten, dass er sich persönlich engagiert.

DRAY: Ich denke, jeder kann helfen, Kontakt zu suchen und den Dialog aufzubauen. Ich habe oft genug selbst erlebt, wie Vorurteile einfach in sich zusammenfallen, sobald man sich persönlich kennenlernt. Das ist der einzige Weg, den ich sehe. ✨



Christiane Kreder und Jan Rosenkranz führten das Interview in der Deutschen

Islam Akademie. Sie liegt im alten jüdischen Viertel Berlins. Hinterm Haus ist die Synagoge